

HÖHENLAGE

Ein Porträt



Als meine Großmutter aus dem Leben schied, befand ich mich bereits an der Schwelle der Vierziger. Sie starb also, wie man zu sagen pflegt, hochbetagt.

Gebürtig war sie aus Königslautern, der kreisfreien Stadt am nordwestlichen Rand des dünn besiedelten Sandsteinwaldes.

Ihre erste Ehe, aus der mein Vater hervorging, erwies sich früh als Fehlentscheidung. Der Mann, ein freischaffender Künstler, kreiste um sich und seine Arbeit, so dass ein wirklicher familiärer Zusammenhalt, den sie sich wünschte, nicht zustande kam.

So verließ sie ihn und heiratete nach einiger Zeit erneut – diesmal einen Menschen, der häusliche Atmosphäre zu schätzen wusste. Mit ihm hatte sie einen weiteren Sohn und eine Tochter.

Die Großmutter war – zahlreiche Fotografien beweisen es – eine Frau, die schön genannt zu werden verdient: groß, von schlankem Wuchs, sportlich aussehend und bis an ihr Ende – anders als die meisten der Altersgenossinnen – mit aufrechter Körperhaltung.

Das geräumige Haus, in dem sie seit dem Tod ihres zweiten Mannes allein lebte, lag etwas außerhalb der Ortschaft Steinbach nahe dem Schiefergebirge auf einer Anhöhe. Ich hatte mir angewöhnt, sie „Oma von der Höhe“ zu nennen, was nicht nur humorig gemeint war, sondern auch meinen Respekt vor ihr andeutete.

Wenn ich bei ihr zu Gast war, was häufig vorkam, wirkte das Haus mit seinen vielen Räumen, dem weitläufigen Kellergeschoss und dem rings das Bauwerk umfriedenden Garten befreiend auf mich. Und zu diesem wohltuenden Gefühl trugen gewiss nicht nur Lage und Art des Anwesens bei, sondern auch und vor allem der Geist der Freiheit, der dort wehte. Meine Großmutter war bis in ihre letzten Jahre hinein ungewöhnlich offen für Veränderungen, vermochte spontan Entscheidungen zu treffen und interessierte sich – Politik ausgenommen, woran der letzte Krieg maßgeblichen Anteil hatte – für das, was um sie herum geschah.

Die freie Atmosphäre war allerdings nicht von Anbeginn an gegeben, wie ich nach und nach erfahren hatte. Die Großmutter hatte ihre Pflichten als dreifache Mutter, Hausfrau und Gattin stets nach bestem Wissen und Gewissen erfüllt; niemandem in der Familie hatte es je an

etwas gefehlt. Und doch war sie über lange Jahre hin in ihrer persönlichen Entfaltung – wie es bei Frauen dieser Generation häufig der Fall war – eingeschränkt, hatten Bedürfnisse und Erwartungen des Mannes und der Kinder den Tagesrhythmus bestimmt.

Nur auf einem Feld hatte sie sich, wenn auch nicht ohne Widerstand von außen, frühzeitig einen eigenen Wirkungsbereich erobert: Sie hatte, wann immer es ihre knappe Zeit erlaubte, Schritt für Schritt gelernt, mit Datenverarbeitungsanlagen umzugehen. Mit den Jahren hatte sie ihr Wissen und ihre Fähigkeiten so vertieft, dass sie, als die Kinder eigene Wege gingen, und vor allem, nachdem ihr Mann gestorben war, beinahe täglich die vielfältigen Möglichkeiten des Computers und des weltweiten Netzes nutzte. Vieles von dem, was ich heute über Programme und Technik weiß, verdanke ich den Stunden, die ich, als gelehriger Schüler neben ihr sitzend, vor ihrem Rechner verbrachte.

In ihrer Zeit als Witwe verlor sie nie ein schlechtes Wort über die Vergangenheit, die ihr viel abverlangt hatte. Aber sie sprach doch des Öfteren von gewonnener Freiheit und dem Wohlbehagen, selbst entscheiden zu können, wie sie den Tag ausfüllte. Sie wuchs, wie ich bemerken konnte, immer weiter in das freie Daseinsgefühl hinein, so dass ihr Leben, im Ganzen betrachtet, den Eindruck von Sinn und Abrundung vermittelt.

Manchmal, wenn ich über sie nachsann – ihren aufrichtigen Charakter, den meist trockenen Humor und die belebende Ausstrahlung, welche mir viel bedeuteten und die ich hochschätzte –, kam es mir für kurze Augenblicke vor, als ob ich träumte. Konnte es einen solchen Menschen wirklich geben? Und wenn es ihn gab, war es dann nicht ein unverdientes Glück, diesen Menschen zu kennen, gar mit ihm verwandt zu sein?

Ich weiß nicht, ob sie ihr Leben in gleicher Weise beurteilen würde, wie ich es tue, vermute es aber – bis auf eine Ausnahme. Diese Abweichung betrifft ihre Einstellung zum Alter. Da sie bis zuletzt großen inneren Schwung besaß, fiel es ihr schwer, die hohen Jahre und die damit einhergehende Begrenztheit, etwa das Langsamwerden oder körperliche Beschwerden, anzunehmen. Mit lakonischen Feststellungen, in die ein Gran Bitternis eingemischt war, verriet sie hin und wieder, was ihr zu schaffen machte.

Sie wusste sich jedoch die meiste Zeit über zu helfen, indem sie las, kulturelle Veranstaltungen besuchte, deren Informationsmaterial sammelte und einordnete, und sich vor allem ihrem Garten widmete,

den sie sehr liebte. Viele Stunden des Tages verbrachte sie – auch bei kühler Witterung – mit gärtnerischen Arbeiten. Fast immer, wenn ich sie besuchte, zeigte sie mir beglückt und stolz, was es zu betrachten gab. Erfreulicherweise bot der Garten nicht das Bild einer durch und durch gestalteten Fläche. In ihm verbanden sich geordnete und ungeordnete Elemente auf ungemein harmonische Weise. Ich schlug einmal als Bezeichnung *Garten wilder Anmut* vor, was sie nach anfänglichem Zögern guthieß.

Unter ihrem großen Kirschbaum saßen wir an manchem Sommertag und gaben uns lukullischen Genüssen hin. Das Beiwort ist keineswegs übertrieben; denn meine Großmutter war eine ausgezeichnete Köchin. Ich kenne keinen anderen Privathaushalt, in dem so kenntnisreich und gerne Mahlzeiten zubereitet werden. Mir wurde übrigens erzählt, dass die „Oma von der Höhe“ bereits im Jugendalter Zwiebeln und Knoblauch bevorzugte. Sie steckte mich alsbald mit dieser Neigung an; seither schwebt auch durch mein Heim nicht selten ein Duft von würziger Note.

In ihren Adern floss wahrhaft mütterliches Blut. Mit Argusaugen wachte sie nicht nur über ihre drei Kinder – selbst als diese bereits erwachsen waren –, sondern trachtete auch eifrig danach, von mir, ihrem einzigen Enkel, jedwede Gefahr abzuwenden. Ich erinnere mich beispielsweise lebhaft, mit welcher Inbrunst sie über einen langen Zeitraum hinweg bestrebt war, mir die Beziehung zu einer Freundin auszureden, die sie für eine schlechte Wahl hielt, für die ich ihrer Meinung nach in vielerlei Hinsicht einen zu hohen Preis zahlen müsste. Sie konnte, wenn sie überzeugt war, dass Unheil drohte, in ihren Urteilen hart und unerbittlich sein. Solch scharfe Worte übelzunehmen, verbot sich freilich – sie kamen ja aus einem fürsorglichen, liebevollen Herzen. Ärgerte sie sich über mich, wozu ich ihr durchaus einige Male Anlass bot, so verstand sie es mit den Jahren immer besser, ihren Groll gewissermaßen portionsweise in Andeutungen oder kurzen Bemerkungen unterzubringen. Sie hatte die Freiheit zu schätzen gelernt und wollte sie wohl ihrem Gegenüber, sofern sie ihm herzlich zugetan war, nicht absprechen.

Eines habe ich von meiner Großmutter noch nicht erzählt: Sie hat nie existiert.